

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 2

Artikel: Der erste Apfel
Autor: Zinniker, O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664128>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ERSTE APFEL

Mit schalkhaftem Vergnügen grabe ich von Zeit zu Zeit die kleine Geschichte vom Boskopapfel unter der Verschüttung hervor. Sie ist sehr simpel, doch könnte ihr ein ernsterer Autor mit gutem Fug so etwas wie eine Nutzenanwendung an die Rockschösse hängen.

Sie ereignete sich vor vielen Jahren, als wir aus der zu eng gewordenen Mietwohnung in ein neues, in unser eigenes Haus umzogen. Es dauerte Wochen und Monate, bis wir in den ungewohnten weiten Räumen auch nur einigermaßen heimisch wurden. Ganz daheim und geborgen fühlten wir uns erst im darauffolgenden Frühling, als auch der Garten angelegt war und es da und dort zu blühen begann.

Während die Zierbeete in diesem Jahre noch im Rückstand blieben, warf der sorgfältig gepflegte Nutzgarten bereits erfreuliche Erträge ab. Im Mai und Juni ernteten wir die saftigsten Radieschen, die uns je unter den Gaumen gekommen waren; dann assen wir Erdbeeren und Himbeeren in reicher Menge; über ein Weilchen guckten appetitliche Gurken unter rauhen Blättern hervor; und noch ein wenig später kam schmackhafter Tomatensalat auf den Mittagstisch. Ich bekenne, dass wir den Segen mit Dank und Andacht entgegennahmen.

Aber der ganze Stolz der Familie galt dem Apfel, dem einzigen Apfel, den eines der Bäumchen zu langsamer Reife brachte. Tag für Tag beobachteten wir sein Wachstum, sahen wie er grösser und rundlicher wurde und wie ihm die Sonne gegen den September hin die schönsten Farben auf die Backen zauberte. Lange bevor in der Nachbarschaft mit der Obsternte begonnen wurde, holte eines der Kinder den Pflücker aus dem Keller und behauptete steif und fest, es sei nun wirklich und endlich an der Zeit, den Apfel herunterzuholen, ehe er von Dieben gefrevelt werde. Aber da fuhr ich wie das Donnerwetter mit der Erklärung dazwischen, dass es himmelschreiende Sünde wäre, unreife Frucht zu brechen. Und als Strafe für ihr Gelüsten auferlegte

ich der ungeduldigen Jugend eine weitere Wartezeit von zwei Wochen. Eingeschüchtert fügte sie sich in das Machtwort und trug den Pflücker kleinlaut an seinen Platz zurück.

Freilich waren die zwei Wochen wohl ein wenig zu lang bemessen. Denn eines Tages, als ich an nichts Schlimmes dachte, grinste mich trostlose Leere aus der mächtigen Baumkrone an. Waren nun also doch die Räuber hinter den gehüteten Schatz gekommen? Mochten ihnen die Hände verdorren. Nach einigem Suchen fand ich den Paradiesesapfel am Fusse des Stämmchens im Gras liegen. In sofort zusammenberufenem Familienrat wurden wir einig und schlüssig, die herrliche Frucht aufzusparen, sie mürbe werden zu lassen und sie bei schicklicher Gelegenheit als erstes Kernobst unseres Gartens zu gleichen Teilen feierlich zu verzehren.

Dann legte ich den Apfel, einen prächtig ausgewachsenen Vertreter der Boskopsorte, zuoberst auf das Büchergestell, wo er vor begehrliehen Zugriffen gesichert war. Wir zweifelten keinen Augenblick daran, dass es sich um ein ganz besonderes Exemplar eines Apfels handelte, zu dem wir Sorge tragen wollten wie zum Augenlicht.

Was wäre natürlicher gewesen, als die wohlgeratene Erstlingsfrucht vom Baume weg unter Assistenz von Frau und Kindern zu verzehren? Statt dessen hoben wir sie auf, schonten sie und assen an ihrer Stelle täglich gehäufte Teller voll gewöhnliches Markobst. Den Boskop liessen wir unberührt. Es lag eine gewisse Grösse darin, mit welcher Ausdauer, mit welchem Willen zur Askese und Beharrlichkeit wir jedesmal vom Apfel Abstand nahmen, so oft wir das Bücherzimmer betraten. Von Mal zu Mal kam uns der Boskop um eine Spur liebreizender, verlockender, verführerischer vor; aber wir übten uns, wie es beschlossen und beschworen war, treulich in der Entsagung und freuten uns heimlich des unvergleichlichen Besitzes.

Auf Streifereien im Freien und in den Strassen der Stadt musste ich plötzlich stillstehen und lächeln, wenn ich an den Apfel dachte. Ja, es konnte geschehen, dass ich am Feierabend unter Verzicht auf den Stammtischschoppen früher als sonst zum Apfel heimwärts wanderte. Denn solange es solche Prachtäpfel gab, schien das Leben erträglich und nicht aller Glanz von der Welt genommen. Wir waren auf innige Weise miteinander verbunden, der Boskop und ich, wir waren Freunde geworden. Ich schonte ihn, und dafür erhellte er uns das Dasein.

Aber bei aller Freundschaft und Verbundenheit wurde der Apfel nach und nach doch überfällig. Zusehends verlor er an Frische, an Fülle und an Farbe. Und wenn wir ihn noch genauer betrachteten, zeigte er auch schon den ersten schüchternen Anflug einer Runzel. Ebenso war er dort, wo er auf dem Holze lag, bereits etwas schimmelig geworden. Es fehlte wahrscheinlich an der richtigen Lüftung des Zimmers. Doch alles in allem war es immer noch ein respektabler, ein königlicher Apfel. Und keinem fiel es auch nur im Traume ein, ihn schon jetzt unter das Messer zu nehmen.

In der Woche nach Neujahr langte ich ihn endlich herunter, um meinen Leuten eine kleine Freude und Ueberraschung zu bereiten. Aber es war zu spät, wir hatten uns zu lange in Geduld geübt: der schöne Erstlingsapfel unseres Gartens, er war inwendig faul und ging wie Brei auseinander. Ich war ein wenig betroffen und schaute über klebrige Finger hinweg enttäuscht von einem zum andern.

«Siehst du, hätten wir ihn damals gleich essen dürfen...» triumphtierte es empört rund um den Tisch. Die gefräßigen Philosophen gönnten mir die Niederlage von Herzen.

Felix Moeschlin

D I E G R Ü N E F A R B E

Die Gärtnerschürze war nicht mehr grün. Man sah bloss noch, dass sie einmal grün gewesen war. Da nun aber der Frühling wieder vor der Türe stand und man in ein paar Wochen sicherlich wieder draussen arbeiten konnte, hätte es mir Freude gemacht, wenn auch die Schürze recht grün gewesen wäre.

«Ich werde sie färben», sagte meine Frau, die mir jeden Wunsch von den Augen abliest.

«Wie lieb und gut du bist», sagte ich gerührt und umarmte sie.

«Es wird wohl keine Kunst sein», sagte sie, «was irgend so ein dummer Färber kann, werde ich wohl auch noch können.»

«Du kannst alles», sagte ich überzeugt, «gleich geh ich hin und kaufe die Farbe...»

«Aber waschecht und lichteckt muss sie sein», rief meine Frau hinter mir drein.

An alles dachte sie, oh, auch ich würde dran denken. Die Geschäftsleute sollten Mühe haben, mir ein schlechtes Fabrikat aufzuschwatzen.

«Waschecht und lichteckt?» fragte ich in der ersten Farbwarenhandlung, als ich das grüne Päckchen prüfend in den Händen wog.

«Selbstverständlich», sagte der Verkäufer.

«Garantiert?» fragte ich.

«Nun ja, soweit man eben garantieren kann, es steht ja drauf, etwas empfindlich ist jede Farbe.»

«Mit andern Worten, Sie garantieren nicht für die Wasch- und Lichtecktheit dieser Farbe...»

«Doch, soweit sie sich eben garantieren lässt.»

«Werden Sie beispielsweise fünfzig Franken bezahlen, falls es sich im Laufe eines Monats herausstellen sollte, dass die Farbe nicht...»

«Aber die Farbe kostet ja bloss 60 Rappen...»

«Lieber Herr, Sie scheinen die Sachlage nicht ganz zu erkennen. Die Geringfügigkeit der Anschaffungskosten spielt keine Rolle, wohl aber die Notwendigkeit, mit einer echten grünen Farbe meine Gärtnerschürze ein für allemal, das heisst für mein ganzes Leben grün zu färben. Dieser Aufwand an Zeit ist ausschlaggebend. Ich kann mich nicht jedes Jahr mit meiner Schürze beschäftigen. Ich bin Philosoph und meine Zeit gehört meinem Denken. Ich gärtne bloss um der Gesundheit willen. Wenn Sie also nicht für die Farbe garantieren können, muss ich auf Ihre Dienste verzichten. Leben Sie wohl.»

Drei verschiedene Geschäfte besuchte ich. Nirgends wollten sie mir die verlangte Garantie geben. Im vierten endlich hatte ich Glück.

«Wir geben jegliche Garantie», sagte der Verkäufer ohne mit der Wimper zu zucken. «Tausend Franken dem, der uns nachweisen kann, dass ein mit unserem Fabrikat gefärbter Stoff seine Farbe auch nur im geringsten ändert. Sodawasser und heisses Wasser vermögen ihr nichts anzutun. Auch die intensivste Bestrahlung durch die Hochgebirgssonne bleibt ohne Effekt. Dabei quantitativ kolossal sparsam. Mit einer Messerspitze voll können Sie eine ganze Stadt grün färben.»

Bescheiden bemerkte ich, dass ich nicht im Sinne hätte, eine ganze Stadt... nur meine Gärtnerschürze...

«Die Grösse des Objektes spielt keine Rolle... Unsere Marke heisst 'Unveränderlichkeit'. Man